

Ein frühes Trauma der jüdischen Geschichte

1421 ordnete ein Pogrom die Vernichtung der Juden in Österreich an. Öffentliches Erinnern tut not. Von Jan-Heiner Tück

Der Judenplatz im ersten Wiener Gemeindebezirk ist ein vielschichtiger Erinnerungsort. Er hält einschneidende Daten der jüdischen Leidensgeschichte in Wien präsent. Das erste Trauma ist die Wiener Gesera, die Vertreibung und Ermordung der Juden durch Herzog Albrecht V. im Jahr 1421. Das zweite Trauma ist das Pogrom, das Kaiser Leopold I. 1670 veranlasste, um die Juden für vermeintliche Verbrechen zu strafen. Das dritte Trauma ist die Deportation und Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten. Der Judenhass, der sich immer wieder in barbarischen Exzessen entlud, hat viele Ursachen. Neben ökonomischen und sozialen spielen religiöse Motive eine wichtige Rolle.

Im Mittelalter genossen die Juden im Herzogtum Österreich zunächst relativen Schutz. Das jüdische Leben konnte sich entfalten. Von den Zünften ausgeschlossen, fokussierten sich Juden auf Geldverleih und Handel. Sie gelangten teilweise zu erheblichem Wohlstand. Der Judenplatz in Wien war das Zentrum des jüdischen Lebens. In der Nachbarschaft zur herzoglichen Residenz «Am Hof» gab es neben einer Synagoge und einem Spital auch eine Schule. Wien war ein Ort jüdischer Gelehrsamkeit, an dem so renommierte Rabbiner wie Isaak ben Mose wirkten.

Herzog Albrecht V. (1397–1439) knüpfte zunächst an die moderate Judenpolitik seiner Vorgänger an, vollzog in den Jahren 1420/21 aber eine radikale Kehrtwende, als er die Inhaftierung, Vertreibung und Vernichtung der Juden anordnete, wenn diese die Taufe verweigerten. Die antijüdische Barbarei erreichte ihren Kulminationspunkt, als am 12. März 1421 die letzten in Wien verbliebenen Juden auf einer Wiese nahe der Donau auf einem Scheiterhaufen zusammengetrieben und bei lebendigem Leibe verbrannt wurden. 92 Männer und 120 Frauen. Die Asche der Verbrannten soll anschließend nach Gold und Schmuck durchsucht worden sein.

Nach der «Gesera», dem jüdischen Bericht über dieses Pogrom aus dem 16. Jahrhundert, soll es zuvor in der Synagoge zu einer kollektiven Selbstverbrennung gekommen sein. Die bedrängten Juden hätten sich der Zwangstaufe widersetzt und so ein leuchtendes Beispiel für die Heiligung des göttlichen Namens gegeben. Obwohl es unter den Inhaftierten vereinzelt zu Selbsttötungen kam, ist sich die Forschung einig, dass mit dem Massensuizid ein Topos der jüdischen Märtyrertheologie aufgenommen wird, um die Juden in ihrer Standhaftigkeit zu stärken. Eine Selbstverbrennung ist aus anderen Quellen nicht belegt.

Religion und Ökonomie

Das sogenannte Jordanhaus am Judenplatz erinnert bis heute an die Schrecken der Gesera. In die Fassade ist ein Relief mit der Taufe Jesu eingelassen. Eine lateinische Inschrift verbindet die biblische Szene mit der Verbrennung der Juden und bietet folgende Deutung: «Durch die Fluten des Jordan wurden die Leiber von Schmutz und Übel gereinigt. Alles weicht, was verborgen ist und sündhaft. So erhob sich 1421 die Flamme des Hasses, wütete durch die ganze Stadt und sühnte die furchtbaren Verbrechen der Hebräerhunde. Wie damals die Welt durch die Sintflut gereinigt wurde, so sind durch das Wüten des Feuers alle Strafen verbüsst.»

Der Kommentar bietet theologisch aufgeladene Hassrede. Die Juden werden durch eine gezielte Dehumanisierungsstrategie zu Tieren degradiert. Wie die Taufe am Jordan die Sünden wegwascht, so soll der Brand in Wien die «furchtbaren Verbrechen» tilgen, welche die Juden begangen haben sollen. Neben ökonomischem Neid – der «Luxus» der Juden wurde von ihren Schuldner gerne angeprangert – spielen religiöse Motive hinein.

Der klassische Antijudaismus zählt zu den «Verbrechen» der Juden, dass sie den Messias verworfen haben. Seit der Osterpredigt des Melito von Sardes im 2. Jahrhundert ist der Vorwurf des «Gottes-



Zwischen 1938 und 1945 wurden etwa 65 000 österreichische Juden ermordet. Am Judenplatz in Wien erinnert ein Mahmal der Künstlerin Rachel Whiteread an die Opfer. IMAGO

mordes» geläufig. Das Dekret Albrechts, das im März 1421 die Ermordung der Juden verfügt, führt einen Hostienfrevler an. In Enns an der Donau soll sich ein reicher Jude gegen Geld Zugang zum heiligen Altarsakrament verschafft und dieses mit anderen Glaubensgenossen entweiht haben. Dieses fingierte Sakrilie wird zur Rechtfertigung der antijüdischen Massnahmen herangezogen.

Schliesslich wird der politische Verdacht lanciert, die Juden hätten mit den Hussiten kollaboriert, die sich in Böhmen gegen Kirche und König erhoben hatten, Kelchkommunion praktizierten und weitreichende Kirchenreformen in Gang gesetzt hatten. Dieses Gerücht einer Verbrüderung mit den aufständischen Hussiten wurde in der Wiener Theologischen Fakultät aufgegriffen und gezielt zugespitzt, um die Juden als Verräter und untreue Untertanen des Herzogs zu brandmarken.

Albrecht selbst war in Böhmen in militärische Auseinandersetzungen mit den Hussiten verwickelt, auch brauchte er enorme Summen, um die Verpflichtungen seines Heiratsvertrags erfüllen zu können. Ihm kam das Gerücht entgegen, die Juden würden mit den Hussiten partieren. Die Konfiszierung von Geld und Besitz konnte er so als gerechte Strafe für jüdische «Verbrechen» hinstellen. Mit der Ausschaltung seiner Gläubiger waren seine finanziellen Probleme gelöst. In der Forschung ist allerdings umstritten, ob es nur wirtschaftliche oder nicht vielmehr auch religiöse Gründe waren, die Albrecht zur Wende in der Judenpolitik veranlasst haben.

Die Wiener Gesera von 1421 markiert einen Bruch in der jüdischen Geschichte, die nach dem Basler Judaisten Alfred Bodenheimer «ungebrochen gebrochen» mit Traumata konfrontiert ist. Gleichwohl kann sich das jüdische Leben in Wien nach und nach erholen. Vor den Mauern der Stadt, in der Unteren Werd, erfolgte eine neue Ansiedlung. König Ferdinand I. gewährte den Juden das Privileg, Handel und Geldverleih zu betreiben, im Ghetto wurde eine neue Synagoge errichtet.

Doch Kaiser Leopold I. (1640–1704) erliess 1670 ein Edikt, das erneut die Vertreibung der Juden verfügte, ein Ereignis, das als die zweite Wiener Gesera ins kollektive Gedächtnis der Juden einging. Der Einfluss seiner streng katholischen

Gattin Margarita Theresa von Spanien, die antijüdische Einstellung des damaligen Bischofs, aber auch das Drängen des Jesuiten und kaiserlichen Beichtvaters Emerich von Sinelli stehen im Hintergrund des Edikts. Auf dem Platz der zerstörten neuen Synagoge im Unteren Werd wurde die Leopoldskirche errichtet. Eine lateinische Inschrift über dem Portal, die bis heute erhalten ist, hält die Umwandlung fest. Die Kirche als das «neue Israel» tritt an die Stelle der alten Synagoge.

An das dritte Trauma der jüdischen Leidensgeschichte erinnert am Judenplatz das Mahmal der Shoah-Opfer Österreichs, das von der britischen Bildhauerin Rachel Whiteread gestaltet und im Jahr 2000 eingeweiht wurde. Während der NS-Herrschaft zwischen 1938 und 1945 wurden in Österreich etwa 65 000 Juden in Konzentrationslager deportiert und umgebracht. Das Mahmal dokumentiert 45 Ortsnamen von Vernichtungslagern und bietet eine europäische Topografie des NS-Terrors. Zugleich erinnert es an das Judentum als Religion des Buches. 65 000 nach aussen gekehrte Bücher stehen für die ungeschriebenen Lebensgeschichten der jüdischen Opfer, deren Namen in einem Archiv des Jüdischen Museums verzeichnet sind.

Aus der Geschichte lernen

Die Mitschuld der katholischen Kirche an den jüdenfeindlichen Massnahmen liegt auf der Hand. Die Wiener Theologen zur Zeit der ersten Gesera ziehen den Vorwurf auf sich, an der Stimmungsmache gegen Juden mitgewirkt zu haben und den grausamen Plänen des Herzogs nicht entgegengetreten zu sein, obwohl ein päpstliches Verbot vorlag, das Zwangstaufen an Juden untersagte. Bei der zweiten Wiener Gesera 1670 spielt wiederum die antijüdische Haltung der Kirche eine zentrale Rolle, hohe Kleriker stehen als treibende Kraft hinter dem Edikt Leopolds. Auch die Nationalsozialisten haben trotz ihrer kirchenfeindlichen Politik antijüdische Stereotype der christlichen Predigt gerne aufgenommen und sie rassenideologisch verschärft.

Der Judenplatz dokumentiert nicht nur das Versagen, sondern auch das Umdenken der katholischen Kirche. Bereits 1998 hat der Wiener Erzbischof, Christoph Kardinal Schönborn, nahe dem Jordanhaus eine Inschrift anbringen lassen,

welche die Schuld der Christen an der ersten Wiener Gesera, aber auch während der Zeit des «Dritten Reiches» öffentlich einräumt. Anlässlich der 350-jährigen Wiederkehr der zweiten Gesera hat Schönborn im vergangenen Jahr einen eindringlichen Brief an den Präsidenten der Israelitischen Religionsgemeinschaft, Oskar Deutsch, geschrieben und in allen Kirchen der Erzdiözese Wien eine Fürbitte verlesen lassen, die den Juden Bestand und Wachstum in Frieden wünscht und sie dem Segen des allmächtigen Gottes anvertraut. Bei den jüngsten Attacken gegen Rabbiner haben sich die Bischöfe Österreichs umgehend solidarisiert.

Aus der Geschichte kann man lernen, dass aus der Geschichte nichts gelernt worden ist, lautet eine zynische Devisen. Diese Devisen, die sich auf die periodisch aufflackernde Gewalt gegen Juden stützen könnte, lässt sich 2021 anlässlich des 600-Jahr-Jubiläums der ersten Wiener Gesera nur widerlegen, wenn die jüdischen Traumata öffentlich in Erinnerung gerufen werden. So kann aus der Erinnerungssolidarität mit den Opfern eine Quelle erhöhter Wachsamkeit gegen neu aufkeimenden Antisemitismus werden.

Über öffentliche Schuldgeständnisse und Solidaritätsgesten hinaus ist die akademische Theologie gefordert, das klassische Überbietungsdenkens zu überwinden. Bildprogramme, welche die triumphal lächelnde Ekklesia auf die verblendete Synagoge herabschauen lassen, oder Substitutionstheologien, welche die Kirche als das «neue Israel» profilieren, haben eine ruinöse Wirkungsgeschichte gehabt.

Demgegenüber gilt es heute, die bleibende theologische Würde Israels anzuerkennen und das Gespräch auf Augenhöhe zu führen. Schulter an Schulter sollten Juden und Christen Zeugnis für den einen Gott ablegen und an die Zehn Gebote als Richtschnur des Handelns erinnern. Auch könnten sie die Hoffnung auf die kommende Welt deutlicher ins Wort bringen, um den flinken Advokaten der Diesseitsvertröstung nicht widerstandslos das Feld zu überlassen.

Jan-Heiner Tück ist Professor am Institut für Systematische Theologie der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Wien. 2020 ist im Herder-Verlag sein Buch «Gelobt seist du, Niemand. Paul Celans Dichtung – eine theologische Provokation» erschienen.